

Michael Gratz, Der Fremde geht davon. Peter Huchels letztes Jahrzehnt

Am 27. April 1971 konnten Huchels mit einem für zehn Jahre gültigen Paß und mit „zehn Westmark in der Tasche“ (GW II, S. 389) die DDR verlassen. In Ulrike Edschmids Buch über Monica Huchel heißt es: *Graf Podewils, der Sekretär der Bayerischen Akademie der Schönen Künste, holte uns ab und brachte uns in eine Pension in Schwabing. Huchel hielt sich die Reporter vom Hals, indem er mich sagen ließ: "Mein Mann gibt keine Interviews." Alle kümmerten sich um uns, und Hans Mayer lud uns ins Hotel Vierjahreszeiten zum Essen ein. Die Akademie sorgte dafür, daß wir bundesdeutsche Ausweise bekamen.* Peter Huchel war 68, ein alter Mann, sagt er selbst.

Huchel wollte nicht in die Bundesrepublik, er wollte nach Italien. Die Bayerische Akademie und das Innenministerium in Bonn halfen. Von München fuhren sie weiter, über Tirol und Venedig nach Rom. *In der Villa Massimo konnten wir umsonst wohnen. Es gab noch etwas Geld auf einem Konto.* Monica Huchel berichtet über das erste römische Abendessen mit Käse, Rotwein und Oliven - buchenswert für die Ankömmlinge aus der DDR. Ausflüge in die wundervolle Landschaft der Campagna oder Umbriens, ungezwungener Umgang mit alten und neuen Freunden, Arbeit an einer Sammlung seiner Gedichte seit 1963, hin und wieder „Heimweh nach der Erde, in der ich mich nicht verscharren lassen wollte“ (GW II, S. 356)

Huchel wird Ordentliches Mitglied der Deutschen Akademie für Sprache und Dichtung Darmstadt und erhält ihren Johann-Heinrich-Merck-Preis für Literarische Kritik. Aus Berlin kommt ein Arbeitsstipendium des Kunstpreises für Literatur. In Chroniken steht gewöhnlich, Huchel sei "als Ehrengast" in die Villa Massimo gekommen. Er selber schildert das so: „Ich war zwar kein Ehrengast, ich war nur Gast, aber ich konnte mit meiner Familie dort wohnen. Dann hat Hermann Kesten sehr für mich gesorgt; er machte mich bekannt mit Ignazio Silone und mit der Tochter von Benedetto Croce. Sie verschafften mir vom italienischen Staat eine ganz kleine Rente, von der ich in den ersten Monaten leben konnte.“ (GW II, S. 389)

Deutschrömer, zufällige Gäste und die Stipendiaten der Villa Massimo, unter ihnen Rolf Haufs und Friedrich C. Delius, gingen in Huchels Wohnung ein und aus. Eine Besucherin berichtet in der Zeitung „Publik“ von Huchels Teerunde: "Bei Huchels" zu sein, ist für einige selbstverständlich. Sie sitzen da, Stipendiaten, deren

Frauen, hier und da ein älterer "Ehrengast", manchmal einer "von draußen". Sie reden viel. Sie reden weit mehr über Politik und Gesellschaft und weit weniger über ihre Arbeit, als Huchel erwartet hat. (...) Sie reden gelegentlich aneinander vorbei auf der sommerlichen Terrasse. Huchel sagt in einem Interview: „So konnte ich mich mit den Problemen dieser Leute beschäftigen und erfahren, was auf dem kulturellen Sektor in Westdeutschland passiert“ (GW II, S. 368). Das Urteil über die DDR wird bei solchen Gesprächen nicht weniger strittig gewesen sein als die Auffassung vom dichterischen Wort. Mußte sein Beharren auf Magie und Metapher, auf dem Geheimnis des Gedichts, sein Vertrauen darauf, daß das Wort des Dichters die Rechnungen der Machthaber zu stören vermag, nicht anstößig sein - und zwar nicht nur für die Jungen nach 1968?

Nach Erscheinen des Bandes "Gezählte Tage" (1972) mehren sich die Stimmen derer, die - ähnlich wie Wilhelm Lehmann zehn Jahre zuvor - meinen, Huchels Werk werde aus politischen Gründen überschätzt. In seiner Dankrede zur Verleihung des Literaturpreises der Deutschen Freimaurer in Hamburg 1974 antwortet er auf die eine, "linke" Richtung der Kritik: „Es gibt zwei Gruppen von Schriftstellern, die eine sagt, jede Dichtung dränge zum Mythos, der Mensch befreie sich aus dem engen Netz einer deformierten Realität und komme jetzt erst mit dem Wesen der Welt in Einklang. Die andere Gruppe sagt, oft mit spöttischer Überlegenheit, der altmodische Kram aus dem Arsenal der toten Mythologien, aus den Katakomben verstaubter Religionen sei rückschrittlich, mit prähistorischen Vokabeln untermaure man nur die Macht und verändere die Wirklichkeit nicht. (...) Sie entwerfen eine weithin durchschaubare Welt, bestreiten jede Magie, jede Metapher auch, da diese die Realität umgehe. Dieser Streit wird mit fast dämonischer Besessenheit und typisch deutscher Intoleranz von beiden Seiten geführt.“ Partiiell wirkt die Passage wie eine vorweggenommene Stellungnahme zur neuen Diskussion um das Frühwerk, besonders auch in seinen politischen Implikationen, die seit den achtziger Jahren geführt wird - im Zusammenhang mit einer Besichtigung des Verhaltens von Autoren der "Inneren Emigration" im faschistischen Deutschland (neben Huchel etwa Günther Eich oder Hermann Kasack). Das verweist auf den dabei nicht immer berücksichtigten Zusammenhang zwischen politischen und poetologischen Aspekten.

Am liebsten würde ich in Italien bleiben

Wo soll man sich niederlassen? Huchel würde „am liebsten (...) in Italien bleiben und in einem Küstendorf zwischen Rom und Neapel wohnen“. (GW II, S. 372) Er erhält das Angebot, in ein Wasserschloß in Norddeutschland zu ziehen. Huchel sieht es sich an, es war *kalt, feucht und einsam*. Im Januar 1972 nimmt er den vom Bundesministerium für Unterricht und Kunst verliehenen Österreichischen Staatspreis für europäische Literatur entgegen. Der Preis, den vor ihm unter anderem W.H.Auden, Zbigniew Herbert und Eugène Ionesco erhalten hatten, war sehr hoch dotiert, „und so war es möglich, daß ich zunächst in Rom bleiben konnte. Ich wäre auch gern in Rom geblieben, ich wollte nicht nach Deutschland zurück, ich hatte die Nase voll. Aber ich konnte mich nicht halten und bin dann nach Staufen gezogen, weil mein Sohn in Freiburg Orientalistik studiert“. (GW II, S. 389)

Graf Podewils vermittelte eine Verbindung zu Erhart Kästner in Staufen. In dessen Nachbarschaft wurde ein Haus frei. Huchel berichtet: „Ich konnte mir doch keine Wohnung leisten. Also trat ein Herr an mich heran, der in Freiburg lebt und ein Mäzen ist. Es war sehr schwierig, ich wollte mich nicht unterstützen lassen. Schließlich haben wir uns geeinigt, er zahlt mir für die nächsten Jahre das Haus, in dem ich wohne. Er hätte mich auch für die nächsten Jahre so unterstützt, daß ich davon hätte leben können. Das habe ich aber abgelehnt - vielleicht aus einer falschen Bescheidenheit heraus.“ (GW II, S. 390) Es ist ein Terrassenhaus „mit Vogesenblick und Swimming-pool. Die Kaschnitz kommt hier immer baden. Fünf Katzen streichen um Haus und Hosenbein.“ (GW II, S. 395)

Da es ein kleines Haus ist, muß ausgebaut werden. Für die finanziellen und praktischen Dinge ist Frau Monica Huchel zuständig. Huchel ist indessen meist auf Reisen. Die neu gewonnene Freiheit will genutzt sein. Er bereist Belgien, England, Schottland und Irland, Skandinavien, Holland, Österreich und die Schweiz . *Es war, als ob er sich die neun Jahre aus dem Leib reisen müsse. Huchel war ein Gekränkter und hat diese Kränkung nie mehr überwunden. Er (...) empfand die neun Jahre als gestohlene Zeit. Ich habe mir immer gewünscht, er könne sich auf seine gegenwärtige Situation einlassen, auf das, was jetzt war. Aber er war davon getrieben, sich etwas zurückholen zu müssen, was er aber nie bekam. (...) Meist wurde er vom Goethe-Institut eingeladen und dann weitergereicht. Er hielt Vorträge und machte Lesungen, ein paar Tage hier, ein paar Tage dort, bis die Reise sich wochen-, ja monatelang hinzog.*

Einladungen zu Lesungen kamen von literarischen Vereinen, von Institutionen und Mäzenaten. Huchel erwähnt „gewisse Kreise in der Schweiz“, er habe „oft Einladungen in den Rilketurm“ (GW II, S. 390). Die Lesungen waren gut besucht - Werk und "Phänomen" Huchel zogen an: „Ich lese meist vor 400 Leuten, in kleineren Gesellschaften vor 200; aber unter 100 bin ich noch nie gekommen. (...) nun mache ich aus der Not eine Tugend, fahre herum und knalle den Leuten manchmal ein paar hundert Metaphern ins Gesicht. Aber sie ertragen dies sehr geduldig.“ (GW II, S. 390 f.) Monica Huchel berichtet, Peter Huchel habe die *Legende in die Welt gesetzt*, er brauche die Lesungen des Geldes wegen. In Wahrheit habe er sich um das Geld nie gekümmert. *Alle Preise, die er bekommen hatte, waren gut angelegt, und das Geld vermehrte sich.*

„Die Frage, wie hier zu arbeiten sei, beschäftigt Huchel“, schrieb eine Besucherin in den ersten römischen Wochen. Monica Huchel, im Zusammenhang mit seinen Reisen: *Er hat auf diesen Reisen nicht gearbeitet, das konnte er nur, wenn ich erreichbar war und alles niederschrieb, was in seinem Kopf entstanden war.* So ist sie nicht nur für Geld und Lebenspraxis zuständig, sondern auch für sein Werk. Die *geraunten* Gedichte schreibt sie in die Maschine, immer neue Fassungen, und heftet sie ordentlich datiert ab. Und sie muß die Korrespondenz für ihn übernehmen. Einem jungen Besucher hatte er im Frühjahr 1972 gestanden, „daß die Frauen der Dichter so viel zu leiden hätten - und daß im Grunde (...) alle seine Gedichte Liebesgedichte seien“.

Trotz der vielen Reisen und Lesungen sind die nächsten Jahre erstaunlich fruchtbar. Zu den rund zweihundert Gedichten, die er bis dahin veröffentlicht hat, kommen über hundert neue, viele, wenn nicht die Mehrzahl davon aus den Jahren 1971 - 1977. Zu den Reden und Interviews kommen kleinere Prosaarbeiten. Er beteiligt sich an einer Anthologie über "Erste Lese-Erlebnisse" mit einem Beitrag über seine Lektüre des "Forst- und Jagd-Archivs von und für Preußen" von 1816-19 aus der Bibliothek seines Großvaters in Alt-Langerwisch. Sein Text beschreibt den überwältigenden Eindruck der Lektüre auf den phantasiebegabten Jungen, der sich in die Welt des preußischen Staatsrats und Forstmanns hineinversetzt, bis erste Zweifel ob der Stimmigkeit seiner "angenehmen und nützlichen" Mitteilungen Distanz schaffen. Er schreibt über den Sulzburger jüdischen Friedhof, den er seit 1925 - damals auf der Wanderung mit seinem Freund Hans A. Joachim von Staufen nach Sulzburg - 1973 erstmals wieder sieht. 1975 gibt er eine Auswahl der Gedichte von

Marie Luise Kaschnitz heraus und schreibt dazu eine Nachbemerkung. Die Sammlung konzentriert sich auf Texte seit dem „radikalen Stilwechsel“ Mitte der 50er Jahre. Huchel spricht - auch - bei der vergleichlichen Autorin vom „Geheimnis“, von der „bestürzenden Einmaligkeit“ der Gedichte und schreibt: „Das Weltwissen, das Visionäre, in wenigen Zeilen zusammengedrängt, die saturnische Landschaft, das römische Licht, Sizilien, die Nebelnässe des Schwarzwalds, das Elsaß, alles wird interpretiert und verwandelt.“ (GW II, S. 315)

1975 veröffentlicht er einen Aufsatz über den „Fall von *Sinn und Form*“. Sein Verlag wünscht sich mehr davon. Ein Erinnerungsbuch soll er schreiben. Huchel zögert - zu nah ist alles, zu weit weg aber das Material, zum Beispiel die Zeitschriften aus der DDR seit den vierziger Jahren. Und wie soll man schreiben, ohne Lebenden zu nahe zu treten, wie ohne Haß? „Obwohl man mich damals auf den Schutthaufen der Zeit geworfen hat und ich acht Jahre in der DDR völlig isoliert gelebt habe, möchte ich doch auch ein sehr selbstkritisches Buch schreiben.“ (GW II, S. 393) Aber Freunden, Michael Hamburger etwa, vertraut er seine Unlust an.

Jüngere Autoren und Wissenschaftler wenden sich an ihn. Manfred Peter Hein kommt aus Helsinki, bringt ihm Gedichte des Finnen Paavo Haavikko mit. Huchel kennt sie bereits. Michael Hamburger kommt aus England, lädt den Dichter auch nach England ein. Hamburger veröffentlicht 1974 und 1983 seine Übertragungen Huchelscher Gedichte ins Englische. Ein junger Amerikaner kommt ihm nachgeschwärmt von London über Rotterdam bis nach Staufeu. Er wird im Arbeitszimmer einquartiert. „Er hat ein sehr schönes Gedicht über mich geschrieben, was soll man da machen.“ (GW II, S. 395)

Die Ehrungen reißen nicht ab. 1974 erhält er den Literaturpreis der Deutschen Freimaurer in Hamburg, den Lessingring, den Andreas-Gryphius-Preis des Landes Nordrhein-Westfalen. 1976 wird er in den Orden "Pour le mérite" aufgenommen. Die Laudatio hält Hans Erich Nossack. 1977 folgt der Preis des Kulturkreises im Bundesverband der Deutschen Industrie, 1978 der Münchener Eichendorff-Preis. Zum 75. Geburtstag am 3.4.1978 gratulieren Bundeskanzler und Bundespräsident. 1979 verleiht die Universität Basel den Jacob-Burckhardt-Preis, 1980 die Stadt Freiburg den Reinhold-Schneider-Kulturpreis.

Der Beginn des Endes

Die Freunde gehen davon. Schon 1972 war Günter Eich in Salzburg gestorben. „Tagelang habe er überhaupt nichts Sinnvolles unternehmen können“, berichtet ein Gesprächspartner. 1977 stirbt Ernst Bloch in Tübingen. Huchel liest bei der Trauerfeier seine „Widmung“ von 1955: „Herbst und die dämmernden Sonnen im Nebel/ Und nachts am Himmel ein Feuerbild./ Es stürzt und weht. Du mußt es bewahren.“ (GW I, S. 134) Aber war es zu halten?

Am 19.10.1977 wird ihm in Brüssel durch den belgischen König Baudouin der von der Europäischen Gemeinschaft verliehene "Literaturpreis der Europalia" überreicht. Da er keine Dankrede vorbereitet hatte, kompiliert Monica Huchel einen Text aus der Rede zum Literaturpreis der Deutschen Freimaurer von 1974. In einem DPA-Interview nennt er die Bundesrepublik den „freieste(n) Staat der Welt“ (GW II, S. 396). Und er kündigt an, daß im November ein neuer Gedichtband erscheinen werde. „Sonst habe ich keine literarischen Pläne, denn ich bin ja jetzt schon 74 Jahre alt“, sagt er zum Abschluß des Gesprächs (GW II, S. 397). Nach der Verleihung des Europalia-Preises geht Huchel nach Hamburg, wo er ein Stipendium des Senats bekommen hatte. Es war an die Bedingung gebunden, in einer senatseigenen Künstlerwohnung in Hamburg ein halbes Jahr zu leben. Huchel war an Hotelleben gewöhnt, *wo er ein Frühstück bekäme und sein Zimmer aufgeräumt würde*. Aber die Verleiher gingen nicht darauf ein, und er trat die Reise an. Zuvor war das Manuskript des Gedichtbandes "Die neunte Stunde" abgeschickt worden. Monica Huchel berichtet: Als sie vom Postkasten zurückkehrte, saß Peter Huchel vor einer Leerseite des Manuskripts und sagte: *„Das ist ja so schlecht getippt, daß man gar nichts mehr lesen kann.“ Da begriff ich, daß dies der Beginn des Endes war*. Er kehrte vorzeitig aus Hamburg zurück. Auf dem Rückweg nahm er in Düsseldorf an einem Heine-Symposion teil, wo er nach Zeitungsberichten eine Rede über Friedrich den Großen hielt. *Man konnte bei Huchel nicht immer unterscheiden, was innere Abwesenheit oder was ein Spiel war. Später, in der Neurologie, stellte man fest, daß er in Hamburg einen Hirninfarkt erlitten hatte*.

Das angekündigte Buch war schon zur Frankfurter Buchmesse als „das wichtigste Messeereignis im Bereich der Lyrik“ bezeichnet worden. Aber kurz vorher zog Huchel die Druckerlaubnis zurück und erklärte, die Gedichte seien noch nicht fertig. Monica Huchel: *Auch später mußte ich ihm die Gedichte irgendwann aus der Hand reißen, sonst wären sie nie erschienen. Immer wollte er sie noch zurückhalten. Bis zur allerletzten Minute, bevor ich sie in den Nachbriefkasten werfen konnte,*

zweifelte und veränderte er daran. Das Buch wird mehrfach angekündigt und wieder zurückgezogen. Es erscheint schließlich erst 1979.

Todtmoos

Mitte November 1977 hatte er aus Hamburg vier Gedichte an Monica Huchel geschickt, seine definitiv letzten. Er bezeichnet sie als „allererste Entwürfe“, nicht zur Veröffentlichung bestimmt. Monica Huchel tippt sie ab. Sie werden nicht mehr bearbeitet (GW I, S. 433). Auf Drängen des Verlages wurden sie dem zwei Jahre später erschienenen Band hinzugefügt.

Auch in solcherart "Rohzustand" breiten diese letzten Gedichte noch einmal in charakteristischer Verquickung Huchels Grundmotive aus. Nur in einem von ihnen kommt das Wort "Ich" vor, aber alle vier verkörpern noch einmal und endgültig eine Rolle:

Todtmoos

In Todtmoos

sah ich in weißer leuchtender Schneeluft
schneepflückende Wesen fliegen.

Ich griff in den Flockenfall
und fing nur Kälte.

Schneearben an den Felsen,
Wegzeichen wohin? Schriftzeichen,
nicht zu entziffern.

(GW I, S. 258)

Die acht Zeilen enthalten dreimal das Wort „Schnee“, dazu „Flockenfall“ und „Kälte“. Das lyrische Ich tritt noch einmal als Zeuge auf, der die Zeichen zu be-greifen, zu entziffern sucht. Aber die „schneepflückende(n) Wesen“, die „Schneearben“ entziehen sich dem Be-Griff. Hinter den „Zeichen“ (zweimal in den dreißig Wörtern des Gedichts) stehen „Wesen“: sie be-deuten. Doch was bedeuten sie, und wohin deuten sie? Zeichen deutungslos. Einst hatten die „Zeichen“ ihre Bedeutung

offenbart, hatte „das Volk die Schlüssel zum Tor der Tiefe“ bereitgehalten (Das Gesetz). Es (das „Wort“), in seinem („des Volks“) Gedächtnis

(...)
Ein helles Wort,
Wie Feuer und Anfang,
Von einem Geschlecht
Gebracht auf das andre,
Wußte von euch,
Verborgene Brunnen.

(GW II, S. 107)

Das ist der historische Moment. Volk, Wort und das Wissen um die „verborgenen Brunnen“ erscheinen als Einheit: So war es einst, und es ward „verschüttet“, und es wird wieder sein, bald, kraft des „Gesetzes“. Früher, eben noch, hieß das Lied: „Mit meinem Wort war ich allein“ (Das Gesetz, GW II, S. 118, und 1, S. 296). Jetzt, einen Moment lang, wird der Taganbruch verkündet, erhebt sich das „helle Wort: Mit dem Gesetz hebt der wahre Tag an. Aus der Gruft einer verfaulten Epoche fährt es als lebendiges Wort“. (GW II, S. 105) Wort, Taghelle, Wahrheit, Gesetz. -

Ja, und war es, das „helle Wort“ der Bodenreform, nicht verwandt dem tastenden Sprechen frühester Verse des Einsamen, entstanden 1918-1923? Es ist vielleicht nicht derselbe Inhalt, aber es ist immer die gleiche Figur:

(...)
Gott wird in mir laut und tief,
alle Schalen brechen,
was verdunkelt in mir schlief,
kann erleuchtet zu mir sprechen.

(GW I, S. 324)

Zeichen und ihre verborgene/ ihre hervorgeholte Ent-Sprechung. Das ist die Figur, in den ersten Versen des Jünglings kaum minder als in dem Versuch einer sozialen Fixierung in den fünfziger Jahren. Das Zeichen be-deutete.

Jetzt ist der Schlüssel - endgültig? - verloren, der Weg versperrt. „Schriftzeichen,/ nicht zu entziffern.“ - Drei Jahre früher war es in einem Michael Hamburger gewidmeten Gedicht noch einmal als uralte Erinnerung beschworen worden, herauf/ hernieder:

Laßt uns niederfahren
in der Sprache der Engel
zu den zerbrochenen Ziegeln Babels.

(GW I, S. 236).

Die Ziegel sind zerbrochen, die Sprachen verwirrt, die „Sprache der Engel“ nicht mehr zu „entziffern“. Aber dem Befund steht eine gegenläufige Bewegung entgegen. Im Alten Testament fährt Gott nieder mit den Worten "Laßt uns herniederfahren und dort ihre Sprache verwirren, daß keiner des anderen Sprache verstehe" (1. Mose 11,7). Erst im Ergebnis dieser Sprachverwirrung zerbrechen die „Ziegel Babels“. Bei Huchel ist die Reihenfolge vertauscht. Die Vision dieser „Begegnung“ ist so eine fast irrwitzige Umkehrung des biblischen Vorgangs. Kehrt etwa die „Sprache der Engel“ wieder? Gelingt hier nicht noch einmal, wie verzweifelt immer gesiedelt, im Zeichen des Todes, ein Bild der Versöhnung der getrennten Sphären? Nicht, wie man gemeint hat, Sprache gewordenes Schweigen, sondern der Öde, der Todesangst, dem Verstummen abgetrotztes Sprechen. Leichter ist die „Sprache der Engel“ nicht mehr zu haben. Huchel, einer der letzten Überlebenden der aus verschiedenen Motiven hermetisch genannten Redeweise der Lyrik nach Auschwitz, hält an ihr fest bis zuletzt. Immer noch die gleiche Figur, und der Dichter selber ist als eine Figur in sein Gedicht eingetreten. Diesen letzten Versuch einer Begegnung muß man im Ohr haben, wenn man diese letzten Worte zur Sache liest. Die „Ziegel sind zerbrochen; in den Töpfen Tod/ in den Krügen Gift“ (GW I, S. 235). Ein alter Mann, heiße er Aristeas, sitzt, „den Tod erwartend“, und sieht die „Namen verdämmern,/ keiner entziffert den Text“ (GW I, S. 234). Oder er heiße Lear, „(...) Jetzt kehrt er/ im dürren

Schatten/ zerrissener Wolken / zu seiner Krone/ in die Schlucht zurück.“ (GW I, S. 257).

Huchels/ Lears endgültige Rückkehr, nämlich wie? Nämlich wohin, wenn nicht in die Gruft? Sprachs und erklärte, er habe keine literarischen Pläne mehr. Und die andere Figur, Huchel/ Hamlet, der „immer noch“ im „Kalmusgeruch dänischer Wiesen“ liegt:

Das letzte Wort
blieb ungesagt,
es schwamm auf dem Rücken der Biber fort.
Keiner weiß das Geheimnis.

(ebd.)

Der Dichter selbst in wechselnden Rollen, als Aristeas, Hamlet, Lear, aber immer in märkischer Landschaft, eine Figur aus seinem eigenen Werk. Er besteigt sein Gedicht und „geht davon“, wie der alte Chinese. Die vier letzten Gedichte mithin so etwas wie ein vom Werk selbst in Szene gesetzter Abschied. „Er“ kehrt zurück, „es“ schwamm fort, „ich“ sah noch einmal hin, „er“ geht davon. Vier letzte Worte. Wer entziffert den Stempel, wer blickt ihm nach? Wie geht er davon?

DER FREMDE geht davon
und hat den Stempel
aus Regen und Moos
noch rasch der Mauer aufgedrückt.
Eine Haselnuß im Geröll
blickt ihm mit weißem Auge nach.

Jahreszeiten, Mißgeschicke, Nekrologe -
unbekümmert geht der Fremde davon.

(GW I, S. 258)

Erst jetzt war alles gesagt. Er wußte es: „Sonst habe ich keine literarischen Pläne, denn ich bin ja jetzt schon 74 Jahre alt.“ (GW II, S. 397)

Nur das Sterben dauert an. *Das Sterben dauerte ein und ein halbes Jahr. Es war der langsame und furchtbare Zerfall eines schönen, bedeutenden Menschen.* Michael Hamburger berichtet von seinem letzten Besuch im November 1980, Huchel sei „fast völlig verstummt und konnte nur noch mit den Augen auf meine Mitteilungen über die Arbeit am zweiten englischen Gedichtbuch antworten“.

Am 30.4.1981 stirbt der Dichter nach langer Krankheit in Staufen. Wieder hielt er sich „die Reporter vom Hals“. Er verfügte testamentarisch, daß die Nachricht von seinem Tod erst nach der Beisetzung ergehen soll.

Die kursiv gesetzten Stellen sind zitiert aus: Ulrike Edschmid, *Verletzte Grenzen, Zwei Frauen, zwei Lebensgeschichten* (Lotte Fürnberg, Monica Huchel), Hamburg, Zürich 1992.